

Clemens Bittlinger

DU
siehst
MICH

Für die Welt bist du nur einer von vielen,
doch für Gott bist du die Welt.

adeo

INHALT

Vorwort	6
Gesehen werden	10
Mit den Augen eines Kindes	16
Jesus und seine Familie	23
Pass auf, kleines Auge, was du siehst... ..	27
Der weite Blick des Vaters	36
Erstmals verliebt	52
Der Blickkontakt zum Pianisten	65
Stört Sie das Kreuz?	70
Bilder machen	74
Der Gärtner	77
Möchten Sie vielleicht noch... ..	80
Menschenkino	82
Ich wurde (fern)gesehen	86
Der Lügenreflex	91
„Du bist ein Gott, der mich sieht!“	102

Geduldsproben	106
Eile mit Weile	108
Der erste Eindruck zählt	130
Vor dem Spiegel	139
Kopf hoch, Smartphone ist heilbar	144
Er wird deinen Fuß nicht gleiten lassen, und der dich behütet, schläft nicht	155
Was ist der Mensch, dass du seiner gedenkst?	157
Übers Dach	164
In Augenschein genommen	177
Im Zweifelsfall: großzügig	181
Einander begegnen	184
Veränderte Sichtweisen	189
Gefangen im Netz	197
Liebe macht sehend	208
Du siehst mich – ein Ausblick	215

VORWORT

„Du siehst mich“ – was für eine spannende Aussage, geheimnisvoll, freudig, eindeutig und ambivalent zugleich. Es geht um Wahrnehmung und darum, wahrgenommen zu werden. Doch wer ist mit dem „Du“ gemeint und wer ist das „Ich“? Wenn jemand, wie ich, als Jugendlicher in den 1970er-Jahren aufgewachsen ist, dann wird er bei dieser Aussage hellhörig. Sofort kommen einem der damals als Schreckensvision propagierte „gläserne Mensch“ und ein alles überwachender Vater Staat in den Sinn. Längst wurden Ängste wie der Slogan „Killroy is watching you“ oder das Szenario vom „Big-Brother-Staat“ von der virtuellen Realität eingeholt und teilweise auch überholt. Ohne groß zu überlegen, liefern die meisten Konsumenten den weltweit vernetzten Internet-Giganten wie Facebook und Google bereitwilligst hochsensible, private, selbst intime Daten.

Terrorangst und eine allgemeine gesellschaftliche Verunsicherung ermöglichen – mit breiter Zustimmung der Bevölkerung – mehr und mehr die Schaffung eines Überwachungsstaates.

Doch wie sieht es aus, wenn mit diesem „Du“ Gott gemeint ist und das „Ich“ den Menschen beschreibt, der sich verwundert darüber freut, dass der Schöpfer des Kosmos sich als sein liebevolles Gegenüber erweist? Je mehr ich beim Schreiben dieses Buches über diesen freudig-erstaunten Ausruf nachdachte, desto mehr habe ich auch in meiner eigenen Biografie diesen Wunsch entdeckt: gesehen und wahrgenommen

zu werden. Insofern ist dieses Buch ein sehr persönliches, ja oftmals autobiografisches Buch geworden. Das Thema „Du siehst mich“ hat mir geholfen, mein eigenes bisheriges Leben neu zu reflektieren.

Vielleicht erkennen Sie ja beim Lesen dieses Buches so manche Erfahrung schmunzelnd wieder und beginnen, die Schätze Ihrer eigenen Erlebnisse zu entdecken. Ich lade Sie ein zu einer gemeinsamen, spannenden Expedition, bei der Ihnen die Augen für die Kostbarkeiten des Lebens ganz neu geöffnet werden.

Mit den besten Wünschen

Ihr

Clemens Bittlinger

Für die Freunde

Es gibt dich
weil Augen dich wollen
dich anseh'n und sagen
dass es dich gibt.

Hilde Domin

GESEHEN WERDEN

Schon Monate vor meiner Geburt wurde ich gesehen, Ultraschalluntersuchungen in den Arztpraxen gab es damals noch nicht, aber meine Eltern haben mich trotzdem wahrgenommen. Meine Mutter sah und fühlte ihren Bauch wachsen und hat sich vor ihrem inneren Auge vorgestellt, wie ich wohl aussehen würde. Es gab ja schon zwei Geschwister, also hatte sie eine ungefähre Vorstellung davon, wie ich wohl auf die Welt purzeln würde.

Das ist eine spannende Zeit, die Schwangerschaft, eine Zeit der Vorbereitung auf ein völlig neues Leben. Das durfte ich selbst als Vater zweier Kinder erleben – schon lange vor der Geburt haben wir sie vor unserem inneren Auge gesehen, unsere Kinder. Uns vorgestellt und ausgemalt, wie sie wohl zu uns und unserem Leben passen würden. Gesehen haben wir sie natürlich auch auf den Ultraschallbildern, und es war von Monat zu Monat spannend zu beobachten, wie unser Kind heranwächst, wie die einzelnen Gliedmaßen und Organe sich entwickeln und zusammenfügen. Es ist immer ein Wunder, wenn Leben neu entsteht.

Ein neugeborenes Baby muss erst ganz allmählich lernen, seine Umgebung auch über die Augen wahrzunehmen. Denn im Leib der Mutter war die Wahrnehmung vor allem durch das Hören bestimmt. Vor allem anderen und lange vor der Geburt hört ein werdender Mensch. Geräusche, Stimmen und Musik sind das Erste, was ein Embryo wahrnimmt, leider auch Ärger, Lärm und Streit.

So etwa ab der 20. Schwangerschaftswoche funktioniert der Hörsinn, nimmt Töne auf und unterscheidet Stimmen. Dabei hat die Stimme der Mutter eine besonders beruhigende Wirkung. Amerikanische Forscher behaupten sogar, jeder Mensch werde mit einem absoluten Gehör geboren, einer Fähigkeit, die aber dann mangels Training mehr und mehr verloren gehe. Offensichtlich ist, dass Neugeborene eine gewisse Musikalität schon mit auf die Welt bringen und Rhythmus, Ton- und Klangfarben unterscheiden können. Erst relativ spät kommt im Laufe der Entwicklung das Sehen hinzu.

Mit den Augen treten die meisten Menschen zu anderen in Kontakt und schaffen sich ein Bild ihrer Umwelt. Sehen ist für viele der wichtigste Sinn, um sich in der Welt zurechtzufinden. Rund 80 Prozent aller Sinneseindrücke nehmen wir über die Augen wahr.

Wir sehen: Das Lächeln unseres Gegenübers, die Farbe seiner Augen, die fein geschwungene Linie seines Kinns oder die Weite der Landschaft, die leuchtende Schönheit der Blumen, das Tiefblau des Meeres.

Das, was wir sehen, dominiert zunächst einmal unsere Wahrnehmung. Kommunikationswissenschaftler haben herausgefunden, dass wir bei einem Gespräch oder einem Vortrag zu über 50 Prozent auf die Körpersprache achten, d. h., in erster Linie „hört“ das Auge. Nur so ist auch die überwältigende Dominanz des Fernsehens und des Internets in unserer Freizeitgestaltung zu erklären. Sehen und gesehen werden – nur so funktionieren auch die sozialen Netzwerke.

Wenn man nun bedenkt, dass unser Sehen alle drei Sekunden durch den Lidschlag unterbrochen wird, d. h. wir etwa 20 Prozent unserer wachen Zeit mit den Augen theoretisch nichts wahrnehmen, kann man erahnen und auch erforschen, dass unser Gehirn einen Mechanismus entwickelt hat, diese „Fehlzeiten“ zu überbrücken. Man könnte es überspitzt so formulieren: „Auf unsere Augen können wir uns blind verlassen!“

Wenn jemand uns etwas eindrücklich vermitteln und sagen möchte, dann verwendet er idealerweise viele Geschichten und Bilder, die uns den Inhalt des Gesagten gewissermaßen „vor Augen“ malen. Wenn ich ein Buch oder einen Bericht schreibe, dann bleiben die Passagen beim Leser am besten „hängen“, in denen ich eine Geschichte oder ein Beispiel erzähle. Genau aus diesem Grund hat wohl auch Jesus von Nazareth so viele Bilder und Gleichnisse erzählt, weil sie vielschichtig sind und deshalb gut erinnert werden können, weil sie auch das „innere Auge“ stimulieren.

Wenn ich einem blinden Menschen begegne, dann fasse ich ihn an, damit er mich klarer und dreidimensional lokalisieren kann. Bei einem Menschen ohne Augenlicht versuchen die anderen Sinne die verloren gegangenen oder von Anfang an nicht vorhandenen Funktionen so gut es geht zu überbrücken und zu ersetzen.

Ein Baby, das zu sehen beginnt, macht es ganz genauso: Es berührt das, was es sieht, und es nimmt das, was es fühlt, dann oft auch in den Mund. Es ertastet und erfasst mit dem Mund und mit der Zunge die Welt und entwickelt so nach und nach ein dreidimensionales Sehverständnis.

Meine Mutter hat mir von meiner Geburt und der ersten Zeit danach erzählt: Da war ich und wurde bestaunt, alle kamen und wollten mich sehen: Mama, Papa, die große Schwester, der große Bruder, die Oma (es gab nur noch eine) und die Opas, die Onkel und die Tanten, die Nachbarn und die Leute auf der Straße, alle sagten: „Ach, schau mal, ach wie süß, die Augen und die Nase – ganz der Papa –, und der Mund, nein wie entzückend, erinnert an die Mama!“ Schon als Baby wurde ich sehr unterschiedlich wahrgenommen. Meine Eltern sahen mich natürlich mit ganz besonderen Augen an, klar, sie waren entzückt. Wobei mein Vater, als Pfarrer im Reisedienst, mich sicherlich nicht so intensiv begleitet hat wie meine Mutter, die ja zu Hause war. Betreut wurde ich außerdem von einem Kindermädchen, das in mir vor allem eines gesehen hat: eine neue Aufgabe und zusätzliche Arbeit. Meine Schwester und mein älterer Bruder, ja, wie haben die mich wohl gesehen? Natürlich haben sie sich damals über den neuen Familienzuwachs gefreut. Und zugleich war da sicher auch Eifersucht auf den Neuen, der nun auf einmal sehr viel Aufmerksamkeit auf sich zog.

Die letzten Jahre sind wir Geschwister wieder enger zusammengerückt, durch die Geburt unserer eigenen Kinder und durch den Tod unserer Mutter. Wir haben mehr darauf geachtet, dass wir uns regelmäßig sehen, miteinander Feste feiern und Urlaub machen. Viele gute Gespräche und Begegnungen bereichern unser Leben – wir hören aufeinander und freuen uns aneinander.

Die ersten Jahre meines Lebens haben wir in der Pfalz in einem geräumigen Pfarrhaus mit großem Garten gelebt. Da

gab es viel zu entdecken und zu erforschen, erste Freundschaften wurden geschlossen, und ich kam in den Kindergarten. Ich erinnere mich nur sehr vage an diese Zeit, aber ich weiß von meinen eigenen Kindern, dass diese Zeit zwischen drei und sechs Jahren eine ungemein wichtige, sehr prägende Zeit ist.

Wie sehen mich die anderen? Wie komme ich an? Wie kann ich mich durchsetzen und die Spiele spielen, die ich möchte? Aus meiner eigenen Kindergartenzeit weiß ich nur noch, dass es eine Kindergärtnerin mit dem Namen Christiane gab, die ich wohl heiß und innig geliebt, aber auch genauso intensiv geärgert habe: „Christiane, Banane!“, hieß damals mein „Schlachtruf“.

Als unsere eigenen Kinder eineinhalb und viereinhalb Jahre alt waren, sind wir für vier Monate in die USA „ausgewandert“. Als Pfarrer hat man nach zehn Dienstjahren Anspruch auf ein Sabbatical und wir haben diese Zeit genutzt, um mit der ganzen Familie nach Berkeley (nahe San Francisco) zu ziehen. Dort durften wir in einem alten viktorianischen Holzhaus leben und konnten uns als Familie neu sortieren. Unser Sohn Robin ging dreimal die Woche in die Monteverde Preschool, einen sehr schönen und kreativen Kindergarten, wo man wirklich das einzelne Kind im Blick hatte. Jeden Morgen gab es eine Begrüßungsrunde, in der gemeinsam gesungen, der jeweilige Tag besprochen und die verschiedenen Angebote vorgestellt wurden. Das war für uns alle eine tolle Erfahrung. In dieser Zeit lernte er, sich verschiedene Möglichkeiten „anzuschauen“ und sich dann zu entscheiden, auf welche Weise er den Tag im Kindergarten verbringen wollte.

Eines Morgens wurde ein sogenanntes Pyjama-Frühstück ausgerufen – Eltern und Kinder sollten im Schlafanzug zum Kindergarten kommen. Ich fand das eine blöde Idee, aber ich wollte meiner Familie nicht den „Spaß“ verderben. Also haben wir uns jeweils einen weiten Schlafanzug über die normale Kleidung gestreift und sind in diesem Aufzug dorthin marschiert – als die Einzigen, wie wir beschämt feststellen mussten. Alle anderen hatten diese Einladung, im Pyjama zu erscheinen, nicht so ernst genommen und waren (bis auf ein oder zwei Erzieherinnen) ganz normal erschienen. Dementsprechend wurden wir in der Runde mit einer Mischung aus Erstaunen und Belustigung bäugt ... „diese seltsame Familie aus Deutschland“.

Meine Grundschul-Zeit war von der Tatsache geprägt, dass wir, wegen der unterschiedlichen beruflichen Einsatzorte meines Vaters, oft umgezogen sind. Eine Zeit lang wurde ich bei einer nach meinem Empfinden etwas eigenartigen Tante „geparkt“, die gleichzeitig auch vor Ort meine Grundschullehrerin war. Das war eine schreckliche Zeit, in der ich viel geweint habe. Das haben natürlich die anderen Kinder mitbekommen, und sehr schnell hatte ich den Ruf einer Heulsuse. Hier war ich nun auf sehr unangenehme Weise im Fokus der anderen, denn ich hatte als Nefte der Lehrerin ja einen gewissen Sonderstatus.

Später zog meine Familie nach Laatzen bei Hannover. Auch dort musste ich mich wieder zurechtfinden und mir neue Freunde suchen. Ich weiß noch, dass ich einmal für ein halbes Jahr keinerlei Hausaufgaben gemacht habe – und niemand

bemerkte es. Meine Eltern waren so mit sich und vielem anderen beschäftigt, dass dies scheinbar gar nicht auffiel.

MIT DEN AUGEN EINES KINDES

Meine Frau und ich haben mit unseren Kindern sehr viele Reisen in alle Welt unternommen, auch deshalb, weil wir gemerkt haben, dass wir selbst durch die gemeinsamen Urlaube und Reisen immer wieder neu zueinandergefunden und einander neu wahrgenommen haben. Bei diesen Unternehmungen sind natürlich auch sehr viele Fotos entstanden. Ab und zu finden wir die Zeit, uns hinzusetzen und durch die alten Fotos in die Welt von damals einzutauchen. Besonders spannend finde ich dann die Frage: „Wer hat eigentlich dieses Foto gemacht?“ Denn Kinder und Erwachsene gehen das Fotografieren doch sehr unterschiedlich an – Kinder haben einfach eine andere Perspektive und ihnen fallen Dinge auf, an denen wir Erwachsene oft achtlos vorübergehen. Als unsere Kinder noch ziemlich klein waren, haben wir den beiden bei einem dreitägigen Romaufenthalt jeweils eine Kamera in die Hand gedrückt und gesagt: „Nun fotografiert doch mal alles, was euch auffällt und gefällt!“ Beim späteren Betrachten der Bilder bemerkten wir, dass bei ganz vielen Bildern der blaue Himmel zu sehen war – ganz einfach deshalb, weil unsere Kinder aus ihrer Perspektive von unten nach oben fotografiert haben. Dabei musste ich spontan an eine der Seligpreisungen aus der

Bibel denken: *Selig sind, die reinen Herzens sind; denn sie werden Gott schauen* (Mt 5,8).

Im Lukasevangelium (18,15 ff.) wird berichtet: Mitten in einem Streitgespräch mit Schriftgelehrten ruft Jesus plötzlich ein Kind herbei, stellt es in die Mitte und sagt: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, könnt ihr das Himmelreich nicht sehen!“ – Das haben wir auf ganz natürliche Weise an den Urlaubsfotos unserer Kinder gesehen, sie hatten einfach, weil sie Kinder waren, den Himmel viel mehr im Blick als wir Erwachsene. Ich übersetze diese Aussage Jesu gerne so: „Wenn wir nicht zurückfinden zu einer Ursprünglichkeit, wie Kinder sie haben, werden wir niemals verstehen, was es heißt, ein Kind Gottes zu sein.“ Das möchte ich von den Kindern lernen, den Himmel im Blick zu behalten.

„Augen sind die Fenster zur Seele“, hat jemand mal gesagt, und wenn ich in Kinderaugen sehe, dann entdecke ich hin und wieder das, was Jesus wohl mit „reinem Herzen“ gemeint hat. Kinder sind natürlich nicht grundsätzlich „reinen Herzens“, aber sie haben, viel mehr als wir Erwachsene, oft noch diese lichten Momente, in denen kein „Falsch“ liegt. Augen, die einen offen und voller Vertrauen ansehen, Augen, die noch staunen können – ungetrübt! Kinder sehen in einer bestimmten Altersspanne die Welt noch relativ klar und rein: Sie kennen noch keine Ironie und schon gar keinen Sarkasmus. Mama und/oder Papa sind die Hauptbezugspersonen, denen vertrauen sie mehr oder weniger blind.

Die Fotos von Kindern, die uns aus den Krisengebieten dieser Welt, z. B. aus der jahrelang schwer umkämpften syrischen

Stadt Aleppo, erreichen, sind vor allem deshalb so erschütternd, weil die Augen dieser Kinder schon so viel Leid, Hass und Enttäuschungen mit ansehen mussten, dass aus ihnen der Glanz des reinen Herzens gewichen ist.

Doch zurück zu meiner eigenen Kindheit: Von Laatzten aus sind wir wegen einer „neuen Idee“ meines Vaters nochmals als Familie umgezogen. Diesmal ging es nach Bayern, genauer gesagt nach Unterfranken. Dort hatte mein Vater mit einer Gruppe Gleichgesinnter ein kleines Schloss entdeckt und die gemeinsame Vision entwickelt, dort ein „Begegnungszentrum für die Einheit der Christen“ zu etablieren. Es war ein bunter Haufen von Theologen verschiedenster Glaubensrichtungen, die sich dort in Schloss Craheim zusammenfanden: Baptisten, Methodisten, Pfingstler, Lutheraner, Orthodoxe und Katholiken. Gemeinsam wollte man versuchen, Ökumene zu leben. Das war Ende der 1960er-, Anfang der 1970er-Jahre. Um es gleich vorwegzusagen: Es ging gründlich schief. Für meine Eltern, aber sicher auch für alle anderen Beteiligten war das Projekt „Begegnungszentrum für die Einheit der Christen“ mit vielen Enttäuschungen verbunden.

Mein Vater, Arnold Bittlinger, hatte immer irgendwie die Nase im Wind. Er wollte dort sein, wo etwas passierte – wo vor allem „geistlich“ etwas passierte. Schon Anfang der 1960er-Jahre hatte er die USA bereist und war dabei auf die charismatische Bewegung in den verschiedenen christlichen Gemeinden gestoßen. Dort gab es großartige Gottesdienste, voller Inbrunst und Hinwendung. Geistliche Ereignisse, bei denen er den